

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erschint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Einzelne Nummer 10 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. Bei Abholung aus unserer Expedition Zimmerstraße 44 1 Mark pro Monat. Postabonnem. 4 Mark pro Quartal. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1889 unter Nr. 866.)

Im Ausland: Täglich unter Kreuzband durch unsere Expedition 3 Mark pro Monat.

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. für Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 20 Pf. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen. Die Expedition ist an Wochentagen bis 1 Uhr Mittags und von 3-7 Uhr Nachmittags, an Sonn- und Festtagen bis 10 Uhr Vormittags geöffnet.

Fernsprecher: Amt VI. Nr. 4106.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Ein Pronunciamento für die Sklaverei

Man darf wohl eine Abhandlung nennen, welche dieser Tage ein gewisser F. Keller in den Münchener „N. Nachr.“ veröffentlichte. Die erwähnte Auslassung beschäftigt sich mit dem auch von uns schon besprochenen Plan eines Kongresses nordamerikanischer Staaten unter Vorsitz und Leitung von den Arrangements dieses Kongresses mit demselben bezweckten Zweck dahin präzisieren zu dürfen, daß es sich nur um den Handel handle: „durch Vereinbarung hoher Einfuhrzölle den europäischen Importhandel in Amerika lahm zu legen.“

Herr Keller hält es auch nicht für unmöglich, „daß sich ein Teil der schwachen, hilfsbedürftigen, kleinen Republiken in Central-Amerika und weiter nach Süden freiwillig unter die Vormundschaft der Vereinigten Staaten beuge, dem protektorierten Zollverein beitrete und seinen Bedarf an Industrieprodukten, besonders an Eisenwaaren und Geweben, fortan in Nordamerika decke, statt dieselben wie bisher zu wohlfeileren Preisen aus Europa zu beziehen.“

Nur bei der „mächtig aufstrebenden“ argentinischen Republik glaubt Herr Keller werde der „eigennütigen Plan der nordamerikanischen Union um so schärferer Opposition auszuweichen, als die La Platarepublik selbst die Führung in Südamerika anstrebe.“

Was hier Herr Keller von den eigentlichen Beweggründen der Unions-Staatsmänner für ihr Bestreben, einen föderalen föderal-amerikanischen Staaten zu schaffen, nicht ganz richtig sein, kann aber hier unerwähnt bleiben. Recht interessant dagegen sind die Ausführungen, womit Keller seine Behauptung, daß Argentinien dem Zollprojekt Opposition leisten werde, begründet.

Nach Herrn Keller ist der Streit um die Frage: wer in Südamerika die Führung haben soll — Brasilien oder Argentinien? — schon längst der Dreh- und Angelpunkt der dortigen Politik, und er glaubt, daß der Zeitpunkt nahe gerückt sei, wo die La Platarepublik denselben in „schonender“ Weise und natürlich zu ihren Gunsten lösen werde.

Das kann aber nur geschehen, weil der Rivale Argentinien, das Kaiserthum Brasilien, „seinem gänzlichen Zerfalle mit Riesenschritten entgegen geht.“

Eine ungläubliche Miswirthschaft, die sich lediglich den Geniestreich leistete, in dem an dem Mangel ohnehin schon schwer leidenden Lande 1000 Negerklaven mit einem Federstrich frei, zu Bagabunden zu machen, hat es dahin gebracht, daß alles und jedes Vertrauen geschwunden ist, so daß längst sogar zwei Mitglieder der Deputirtenkammer von

der Rednertribüne herab erklärten . . . daß nur in der Republik allein noch Rettung sei.“

Herr Keller findet also in der Aufhebung der Negerklaverei mit eine der Ursachen des Verfalls des brasilianischen Kaiserreichs und zum Beweise dafür giebt er folgende Schilderung der wirtschaftlichen Zustände Brasiliens und der nächsten Folgen der Aufhebung der Sklaverei:

„Ein Reich von der annähernden Ausdehnung wie ganz Europa, mit einer Bevölkerung von kaum 13 Millionen Menschen, ist im Grunde genommen eine Einöde und Wüste, und mag es im Allgemeinen noch so fruchtbar sein und seine Berge von werthvollen Mineralien strotzen!“

Um nur ein schlagendes Beispiel anzuführen, so wurden in der Provinz Parana längst schon Lager von Steinsalz nachgewiesen und da auch an den Küsten unter der Einwirkung der Tropenhitze, wie dies ja andernwärts gleichfalls geschieht, Seesalz gewonnen werden könnte, so ist wirklich nicht abzusehen, weshalb man fortfährt, das ungeheure Salzquantum, dessen man jährlich bedürftig und wovon ein sehr großer Theil auf die Viehzucht kommt, immer noch von Europa zu importieren und unter nicht geringen Kosten auf oft nahezu intransitablen Wegen durch Saumthiere nach dem Innern zu schleppen, wo es doch, und zwar inmitten ausgebehrter, die Viehzucht betreibender Distrikte, in mächtigen Schichten und ungeschwer zugänglich im Boden liegt, so daß dessen Hebung in jeder Hinsicht vom allergrößten Vortheil wäre. Trotz alledem mußten wir aber bis vor Kurzem von gewisser Seite und bei jeder Gelegenheit hören und lesen, wie dort Alles prosperire und wie nicht einmal die Aufhebung der Sklaverei der Produktion geschadet habe, während es jetzt allgemein bekannt wird, daß, wie dies nicht anders zu erwarten war, von den ehemaligen Sklaven nur ein verschwindend kleiner Theil als Tagelöhner bei den früheren Herren eintrat und weiter arbeitete, während die große Mehrzahl sich nach den Städten zog oder als Landstreicher sich umhertrieb. Aber auch die wenigen, die blieben, machten den früheren Herren durch Uebergriffe und Insolenzen jeder Art, denen dieselben machtlos gegenüberstanden, das Leben so sauer wie möglich, leisteten so viel wie Nichts und verlangten exorbitante Löhne.

Vor zwei Jahren, zur Zeit der Emanzipation, bogen sich die Zweige der Kaffeestauden unter der Last der Früchte und ließen eine Ernte erhoffen, wie sie seit 25 Jahren nicht mehr dagewesen, — aber neun Zehntel davon ging verloren und ist in Wind und Wetter unbenützt verrottet und verkauft, im Werthe von vielen Millionen, weil die freigewordenen Neger sich weigerten, trotz aller Bitten und Zugeständnisse von Seiten der verzweifelnden Pflanzler, Hand anzulegen und andere Arbeitskräfte zur Zeit eben nicht zu beschaffen waren. — Später

hin ließ man Italiener nach vielen Tausenden kommen, für jene überreiche Kaffee-Ernte aber war es zu spät!

Bei den wenigen Grundeigentümern, welche noch eine kleine Zahl ihrer ehemaligen Sklaven in Arbeit haben, oder vielmehr hatten, sollen übrigens Szenen vorgekommen sein, welche man noch vor wenig Jahren nicht für möglich gehalten und über welche mancher der alten „fazendeiros“ sich im Grabe umgedreht haben muß: Es war früher Sitte, daß die Sklaven, wenn sie den Herrn zu Gesichte belamen, nicht nur ehrerbietig den Hut zogen, wenn sie einen hatten, was nicht immer der Fall war, sondern auch die rechte Hand austreckten und dabei sprachen: „Louvado seja Nosso Senhor Jesu Christo“ (Gelobt sei unser Herr Jesus Christus), worauf der Herr antwortete: „Parasempre“ (in Ewigkeit). Gute rührt sich nun weder Hand noch Hut, wenn der Arbeitgeber unter seine Leute tritt, so daß der Eine oder Andere der Ersteren sich schon den Scherz erlaubte, die Rollen zu vertauschen und in demüthigster Weise, mit dem Hute in der Hand an seine ehemaligen Sklaven heranzutreten und von seiner Seite den frommen Gruß zu bieten, worauf denn doch ein gewisses beschämtes Gutabziehen der Herren Nigger erfolgt sein soll! — Ich habe gute und verständige Neger kennen gelernt, aber sie bilden die Ausnahme und eben so wenig, wie man von einem vierzehnjährigen Jungen verlangen kann, daß er sich benehme wie ein Mann, kann man von einem Schwarzen, und besonders von einem ehemaligen Sklaven erwarten, daß er das richtige Verständniß für Pflicht und Ehre habe, wenn er von einem Tage zum anderen frei wird!

So Herr F. Keller über die Folgen der Aufhebung der Sklaverei in Brasilien!

Den Kommentar zu dieser Auslassung werden wir demnächst in einem zweiten Artikel liefern. Für heute bitten wir unsere Leser nur darum, ihr vorläufiges Urtheil über Herrn K. nicht gar zu hart ausfallen zu lassen, denn er hat nichts weiter verbrochen, als daß er — wenn auch unbeabsichtigt — über eine sehr interessante Seite der kapitalistischen Produktionsweise die volle Wahrheit geschrieben hat.

Korrespondenzen.

New-York, 13. August. Mit der National-Oekonomie der amerikanischen Journalisten ist es im Allgemeinen sehr traurig bestellt, obwohl die Amerikaner ihren Carey haben, der ihnen die Lehren der alten Oekonomen für den nationalen Gebrauch zugerichtet. Sowie sich die Prekfabriken der kapitalistischen Presse auf jenes Terrain begeben, begeben sie sofort

„Das will ich meinen! In Trieste, und im schönsten Palast der Stadt! Ich bin Agent des ersten Schiffbauers.“

„In Trieste?“ fiel ihm Timar in die Rede. „Wie heißt er?“

„Er baut Seeschiffe,“ sprach Theodor, Timar einen verächtlichen Blick zuwerfend . . . „er ist kein „Schaper“, Keiner, der sich mit dem Bau von Burdellen abgiebt . . . Uebtrigens heißt er Signore Scaramelli.“

Timar schwieg. Er hielt es nicht für nöthig, zu verathen, daß er selbst gegenwärtig ein Seeschiff bei Signore Scaramelli bauen ließ.

„Ja, ich wähle nur jetzt nur so im Gelde herum!“ prahlte Theodor. „Millionen und Millionen gehen durch meine Hände. Wäre ich nicht ein so gewissenhafter Mensch, ich könnte mir Tausende bei Seite schaffen. Ich habe jetzt auch meiner lieben Noemi etwas mitgebracht, das ich ihr einmal versprochen habe. Nun, was habe ich ihr versprochen? Einen Ring. Was für ein Stein soll darin sein? Ein Rubin? Ein Smaragd? Ein Brillant ist darin, ein vierthalkaratiger Brillant. Das wird der Verlobungsring meiner kleinen Noemi sein. Da ist er . . .“

Theodor griff in die Taschen seines Pantalons, stöberte lange darin herum, schnitt zuletzt ein erschrockenes Gesicht an und starrte vor sich hin. „Er ist verloren!“ stöhnte er dann plötzlich, die Tasche umkehrend und das perfide Loch sichtbar machend, durch welches der kostbare Verlobungsring mit dem vierthalkaratigen Diamanten herausgefallen war. Noemi brach nun in ein schallendes Gelächter aus. Sie hatte eine so prächtig klingende Stimme, wenn sie lachte, und man hatte so selten Gelegenheit, ihr Lachen zu hören.

„Deshalb ist er aber doch noch nicht verloren!“ rief Theodor; „sparen Sie Ihr Gelächter, mein schönes Dämchen!“ Und er machte sich daran, sich den Stiefel auszugiehen; — in der That fiel aus dem umgestürzten Schaff des Stiefels der vermifchte Ring auf die Tischplatte. — „Da ist er! Gut Vieh verläuft sich nicht. Der Verlobungsring meiner Noemi weicht nicht von meiner Seite. Sieh her, Mama

Feuilleton.

Ein Goldmensch.

Roman von Maurus Solai.

„Ah, Serous, mein Herr Schreiber!“ begrüßte er Timar. „Sprechen wir uns hier wieder? Sie haben doch nicht neuerdings einen türkischen Pascha auf Ihrem Schiff? Hehehe? Fürchten Sie nichts, Herr Schreiber.“

Timar zuckte nur mit den Achseln und schwieg. Dann wandte sich Theodor zu Noemi; er umfing freundlich losend das Gesicht des Mädchens, das als Erwiderung darauf ihn von sich ließ und das Gesicht von ihm abwandte.

„Lass das Mädchen in Ruhe!“ sagte Therese kurz und strengem Ton. „Was willst Du hier schon wieder?“

„Nun, werst mich doch nicht zum Haus hinaus, wie ich noch drin bin. Es wird mir doch erlaubt sein, mein kleines Bräutchen zu umarmen? Noemi wird doch nicht zerknirscht, wenn ich sie ansehe? Was fürchtet Ihr Euch denn vor mir?“

„Wir haben alle Ursache dazu,“ sagte Therese mürrisch. „Hörst doch nicht, Mütterchen. Diesmal bin ich nicht gekommen, um mir von Euch Etwas zu holen; ich bringe Euch Geld, und zwar viel, viel Geld. Hoho! eine Unsumme, daß Du einmal hastest, mitsammt den Feldern und Deinen Garten auf der Ostrovainfel, kurz Alles, was Du verloren hast, kaufen kannst. Das sollst Du Alles wieder haben. Ich weiß, daß ich als Sohn die Pflicht habe, gut zu machen, was mein armer Vater gegen Dich verbrochen hat.“

„Jetzt war Theodor Kristyan schon sentimental geworden, daß er Thränen vergoß; allein auch das ließ die An-

wesenden kalt; man glaubte seinen Thränen ebenso wenig, wie seinem Lachen.

„Gehen wir doch hinein, gehen wir ins Zimmer!“ sagte Theodor, „denn was ich Euch mitzutheilen habe, kann ich nicht vor aller Welt sagen.“

„Sprich nicht so dummes Zeug,“ schalt Frau Therese. „Was soll das heißen: „vor aller Welt“, hiet auf dieser einsamen Insel? Vor Timar aber kannst Du Alles sagen; er ist ein alter guter Bekannter, aber geh in Gottesnamen hinein. Ich weiß, Du bist hungrig, und das ist des Pudels Kern.“

„Hahaha, Du liebes kluges Mütterchen, wie gut Du die Schwäche Deines Theodorchen kennst, immer einen ausgezeichneten Appetit zu haben. Und dann weißt Du so gottvolle griechische Kuchen zu backen, bei deren Anblick man wünschen möchte, ganz Magen zu sein. Es giebt keine zweite Hausfrau in der Welt, wie Du eine bist. Ich habe selbst beim türkischen Sultan gespeist, aber eine Köchin, welche sich mit Dir messen könnte, hat er nicht.“

Frau Therese hatte noch immer die Schwäche, nicht unempfindlich bleiben zu können, wenn man ihrer Gastfreundschaft ein Lob sang. Bei keinem Ankömmling lagte sie mit der Bewirthung und selbst ihren Todfeind konnte sie nicht hungrig abziehen lassen.

Theodor Kristyan trug einen sogenannten Figaro-Hut, wie sie damals in der Mode waren, und wußte es so einzurichten, daß beim Eintreten in die kleine Hütte der niedere Thüerstod ihm den Hut vom Kopf schlug, nur um dann sagen zu können: „Ei, diese verdammten neumodischen Hüte! Aber das kommt daher, wenn man an hohe Thüren gewöhnt ist. In meiner neuen Wohnung sind nur Flügelthüren. Und die herrliche Aussicht auf's Meer, die ich in meiner Wohnung habe!“

„Daß Du denn wirklich irgendwo eine Wohnung?“ fragte Therese, während sie in der kleinen Stube den Tisch deckte.

eine ergötzliche Weile. Das Organ der Nationalisten brachte jüngst einen Artikel über das Konkurrenzsystem, welches es notwendig mache, daß ca. 250 000 Agenten in Amerika herumreisen, welche jährlich 1000 Millionen Dollars verbrauchen. Dazu bemerkt ein großes kapitalistisches Blatt:

„Aber sind die 1000 Mill. Dollars, welche die 250 000 Handlungsreisende jährlich kosten, denn wirklich weggefallen? Angenommen es wäre wahr, daß sie (die Handlungsreisenden) weder dem Käufer, noch dem Verkäufer nützen, sondern nur die Vertheuerung der Waaren veranlassen, so darf man doch nicht vergessen, daß aus jenen 1000 Mill. Dollars der Unterhalt dieser 250 000 Handlungsreisenden und ihrer Familien bestritten wird, daß die Herstellung ihrer Musterkisten u. s. w. vielen Handwerkern und Arbeitern lohnenden Verdienst giebt, daß sie den Eisenbahnen und den Gasthäusern Einnahmen bringen, von denen wieder ein Theil in die Taschen zahlreicher Arbeiter, Aufwärter und Diensthboten fließt. Man braucht sich nur die Handlungsreisenden wegzudenken, um zu begreifen, wie wenig ihr Vorhandensein als Beispiel zur Erklärung der „Schleuderschwärze“ des Konkurrenzsystems“ verworfen werden kann.“

Natürlich bezieht sich die ganze übrige kapitalistische Presse, diese Weisheit abzurufen; solche gewichtige Argumente gegen den Sozialismus — als solcher gilt der Nationalismus bei der kapitalistischen Presse jetzt schon — müssen ja zur weitesten Verbreitung kommen. Für alle denkenden Leute, die sich mit den ökonomischen Dingen befassen und deren Zahl unzweifelhaft in stetigem Zunehmen begriffen ist, liefert die kapitalistische Presse damit aber nur den Beweis ihrer unheilbaren Impotenz auf ökonomischem Gebiet, und das wird bei Weiterentwicklung der Bewegung für die Sache der Auslösung von großem Vortheil sein. — Die sozialistische Presse nahm den Gegenstand natürlich sofort auf, da man ja nicht auf die Antwort des „Nationalisten“ warten konnte, der nur einmal im Monat erscheint. Die „Nationalökonomie“ der kapit. Presse wurde nach allen Seiten gründlich beleuchtet, und besonders auf die „pyramidale Dummheit“ hingewiesen, welche in dem Satz liegt, daß die Herstellung der Musterkisten u. s. w. wieder Handwerkern und Arbeitern lohnende Beschäftigung bietet; demnach sei jeder Krieg, jede Feuersbrunst, Ueberschwemmung, überhaupt jede nutzlose Vernichtung von Gegenständen von ökonomischem Vortheil. Es wäre übrigens schade, wenn die kapitalistischen Profisolen durch die exemplarische Tracht Prügel, die sie gleich beim ersten Debut auf dem für sie so gefährlichen Terrain erhalten — bisher haben sie sich nie mit ernstlichen Argumenten auf dasselbe gewagt — abzuschrecken ließen, weitere Längen auf diesem Boden zu versuchen.

Vendet sich die Nationalistenbewegung indessen weiter aus — was bis zu einem gewissen Grade und bis zu einem gewissen Zeitpunkt mit Bestimmtheit anzunehmen ist — so laßt die kapitalistische Presse nicht mehr mit Stillschweigen oder leeren Redensarten über die brennenden Fragen hinweggehen, wie sie es der sozialistischen Presse gegenüber bisher gethan. Die Zeit des Todischweigens ist dann vorüber. Neugierig braucht man nur zu sein, in welcher Weise der Federkrieg weiter geführt wird; bekanntlich leisten die amerikanischen Journalisten „einiges“!

Bellamy, der Verfasser von „Looking Backward“, hielt kürzlich in Massachusetts einen öffentlichen Vortrag, zu dem sich viele prominente Bürger, Fabrikanten, Geistliche, Universitätsprofessoren u. s. w. eingefunden hatten. Da aus einem Extrakt desselben die Basis der Nationalistenbewegung am besten gekennzeichnet werden kann, so halte ich es für angebracht, denselben mitzutheilen.

Bellamy sagte: „Die materielle Entwicklung der Kulturvölker zeigt sehr deutlich drei bestimmte Phasen. Zuerst komme die individuelle Produktionsmethode unter dem Schutze von Zunftschranken, welche die freie Betätigung der Kräfte, die Zusammenfassung verschiedener Gewerbe unter einer Leitung und den Uebergang des Individuums von einer Arbeitsgattung zu einer andern ausschloß. Diese Periode erwies sich der gesellschaftlichen Entwicklung der Produktionskräfte sehr hinderlich. Sie mußte fallen. An ihre Stelle trat das System der freien Betätigung, der Wettbewerb der Produktionskräfte mit seiner fabelhaften Entwicklung der Technik, der Konzentration der Arbeitsmittel, der Theilung der Arbeit und der Aufzuchtung des kleinen Vermögens durch das unter diesem System erwachsene Großkapital. Das Konkurrenzsystem, zur vollen Blüthe entfaltet, schließt aber, durch das Uebergewicht der Machtmittel der Kapitalistenklasse, die Konkurrenz der Masse aus, diese sinkt zu hoffnungsloser Abhängigkeit — und in fernem Verlaufe — zum Kulthum hinab. Auf der einen Seite steht das sich immer mehr durch Trusts und Monopolisirung der Arbeitsmittel konzentrierende Großkapital, das die Gelehrten in seinen Dienst stellt, sie aber immerhin als eine nur untergeordnete Klasse betrachtet und behandelt, und auf der andern Seite steht das politisch entrechtete, enterbte, frohnende Volk. — Die Nation geht unter der Herrschaft der Plutokratie zu Grunde. Das wäre das Resultat des dauernden Fortbestandes des Konkurrenzsystems. Allein wir finden, daß die Trusts- und Monopolbildungen die dritte Phase der materiellen Entwicklung

der Produktionskräfte einleiten, sie stellen dar die Zusammenfassung resp. die Vereinerung der wirtschaftlichen Kräfte der Nation unter Ausschluß der verderblichen Konkurrenz. Entweder also wird die Nation in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit der unbedingten Notwendigkeit weniger Familien verfallen, oder aber, um diesen Rückfall in die Barbarei zu verhindern, wird die Nation die konzentrierten Arbeitsmittel nationalisieren, d. h. selbst übernehmen müssen. Die Vergeßlichkeit der Arbeitsmittel, die Übernahme und Verwaltung derselben durch die Volksgemeinschaft im Interesse der Gesamtheit ist die notwendige Konsequenz der eigenartigen Entwicklung, welche wir vor unsern Augen sich gegenwärtig vollziehen sehen. Innerhalb der nächsten zehn Jahre wird die Nation zu Maßregeln in dieser Richtung sich gezwungen sehen, wenn sie sich nicht hoffnungslos der Plutokratie ergeben will.“

Bellamy denkt also wohl, daß innerhalb zehn Jahren das arbeitende Volk Amerika's von dem alten Dusek der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit so weit abgekommen sein wird, daß es sich für die neuen Ideen in's Zeug mißt. Das ist indessen ein Punkt, über den man sich vorläufig noch keine Meinung bilden kann, wenn man auch annehmen will, daß unter Umständen in verhältnismäßig kurzer Zeit ein gewaltiger Umsturz in den ganzen Anschauungen und Maximen dieses Volkes — resp. dieser Völker — möglich ist. Sollte er aber der Ansicht sein — und darüber ist bisher weder aus seinen Auslassungen nach denen der übrigen Nationalisten, die sich an der öffentlichen Diskussion betheiligte, etwas Bestimmtes zu entnehmen —, daß die gewaltige Umwälzung von den „Gebildeten“ der Nation, ohne die große Masse des Volkes dafür gewonnen zu haben, bewerkstelligt würde, so dürfte er sich auf dem Holzwege befinden. Und die weitere Entwicklung der Dinge wird ihm dies klar machen, sobald die Nationalistenbewegung auf einem Punkte angelangt ist, wo sie der Kapitalistenklasse unheimlich zu werden beginnt. Dann wird sich die riesige Macht der Plutokratie, die sie in diesem Lande schon heute hat, in überraschender Weise dokumentieren, noch viel überraschender, als es gegenwärtig bei diversen Gelegenheiten der Fall gewesen ist.

Dann wird sich den Nationalisten die unabwiesliche Erkenntnis aufdrängen, daß die Befreiung der Arbeiterklasse das Werk der Arbeiterklasse selbst sein muß.“

Es ist ein in Betracht zu ziehen, was von den fortgeschrittenen Elementen nicht genügend mit in Berechnung genommen wird. Die herrschende Klasse verfügt nämlich in diesem ungeheuren Lande, das noch Raum für hunderte Millionen hat, unter Umständen über eine Unmasse von Ableitungsmitteln, die sie, wenn ihr das Wasser am Halse steht, voraussichtlich leichter zur Verwendung bringen wird. Ist es doch immer Maxime der beiden kapitalistischen Parteien gewesen, dafür zu sorgen, daß stets „etwas zu thun“ übrig bleibt, um eventuell die Wähler durch Ausführung desselben von anderen Dingen abzulenken und sie wieder an sich fesseln. So ist also auch anzunehmen, daß im Nothfalle die großen „Sandgräber“ ein wenig auf den Damm gesetzt werden — unter anderweiter Entschädigung — um die Ansiedelung zu erleichtern. Auch dürfte man noch manche andere ungewohnte Handlungen begehen, um die Herrschaft zu behaupten, von denen man sich heute noch nichts träumen läßt. Daß die Kapitalistenklasse, resp. ihre Vertreter in den Regierungen u. s. w., sich auf die nackte Gewalt stützen, ist nur für so lange anzunehmen, als die „Unzufriedenheits-Außerungen“ des Volkes vereinzelt und schwach auftreten; so lange wird ihre Brutalität freilich zum ungünstigsten Ausdruck kommen. Wenn aber durch den von Jahr zu Jahr rapider werdenden ökonomischen Niedergang des arbeitenden Volkes diese Außerungen einen allgemeinen und bedrohlichen Charakter annehmen, wird man die diversen Sicherheitsventile öffnen.

Politische Uebersicht.

Der Wahlverein für Dresden-Alstadt ist der politischen Auflösung auf Grund des Sozialistengesetzes verfallen. Zum Beweise, daß die sächsische Polizei sehr höflich ist und — sehr viel Zeit hat, machte man das Verbot nicht bloß dem Vorstehenden, sondern auch dem Schriftführer und dem Kassirer bekannt. Im Geschäft, wo der Vorstehende Weidner Verkäufer ist, wollte man sprechen eine Durchsicht nach den Vereinsakten, resp. dem Vermögen vornehmen, ließ aber auf Protestation davon ab. Beim Kassirer Vogel beschlagnahmte man Kasse und Mitgliedsbuch, Stempel und Mitgliedskarten; gern genommenes bares Geld fand man nicht vor, wohl aber ein Defizit von 37 M. 38 Pf., dessen Deckung durch die Behörde selbstverständlich ist. Ueber die Verbotgründe wird das „Sächs. Wochenbl.“, dem wir diese Notiz entnehmen, demnächst berichten.

Wahlfreiheit in Sachsen. Wir theilten bereits mit, daß Schippel, der Reichstagsabgeordnete der Chemnitzer Sozialdemokraten, auf Befehl der Polizeibehörden in seinem Wahl-

kreise am Späthen in öffentlicher Versammlung verhindert ist. Der Kandidat darf weder einen Vortrag halten, noch sich an einer Debatte betheiligen; und jede Versammlung, die sich als Referenten anmeldet wird, verfallt unrettbar sofort nach der Anmeldung dem polizeilichen Verbot. Begründet wird dieses Vorgehen natürlich mit gefürchteten Umsturzbefürchtungen „im Sinne des Gesetzes gegen gemeingefährliche Verbrechen“ u. s. w.; und des Weiteren wird beschränkend angeführt — jedoch nicht offiziell — die Reichstagswahlen seien ja noch in weitem Felde, und die Sozialdemokraten hätten also noch gar keine Veranlassung, schon jetzt in der Reichstagswahlkämpfe einzutreten. Eine komisch-gemüthliche Auffassung, die wir weiter diskutieren wollen. Bemerk sei bloß, daß dieser letzte Grund nicht ernsthaft gemeint sein kann, fernerals als Boretrüge über die Landtagswahlen, welche doch ganz noch bevorstehen, polizeilich verboten werden. Es geschah dies unter Andern Ende der vorigen Woche, als Landwehr der für den erledigten Landtagsitz von Chemnitz kandidirt, in einer Wählerversammlung über die Landtagswahlen sprechen sollte. Auch aus anderen Orten Sachsen wird Aehnliches gemeldet. Was ist der Zweck solcher Maßregelungen? Wie vertragen sie sich mit der Freiheit der Wahl? Die Herren von der Polizei werden es nicht leicht finden, eine Antwort zu geben — das heißt, eine solche, welche das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen hat.

Offenbar haben wir es hier nicht mit einem vereinzelt Vorgehen zu thun. Und ohne die Polizeibehörden direkt mit den Kartellbrüderlichen Saalabreitern in Verbindung zu bringen, kann doch gesagt werden, daß dieses Vorgehen der Polizeibehörden und jenes Vorgehen der Kartellbrüder denselben Beweggründen entsprungen ist, nämlich dem Wunsch: den Kartellbrüdern das Monopol der Wahlkämpfe zu sichern.

Wir nehmen von diesen Vorkomnissen und Bestrebungen Akt, und wollen denen, die es interessiert, es passiva bzw. unsere unumgählige Meinung aussprechen, daß der Zweck jedenfalls nicht erreicht worden ist.

Die Schraube ohne Ende soll wieder angezogen werden, wie aus dem Verhalten der Reptilienpresse zu schließen ist, die sich Stimmung für neue Forderungen zu Militärmassen zu machen bemüht. Allen voran ist wieder einmal die „Zeit.“ Sie bepricht in einem Artikel die Bedeutung der französischen Verbrüderung und gelangt zu folgenden hübschen Schlüssen: „Die deutsche Armee beruht auf den alten Grundlagen der preussischen Verbrüderung, ein Anbau nach dem anderen ist hinzugekommen, hier ragt ein Erker heraus, dort springt die Baublaut zurück. Wohlthuer ist es daher in unserem Hause, aber für den großen Massenbetrieb eines Gebäudes eignet es sich weniger. Es scheint die höchste Zeit, zu untersuchen, ob nicht einzelne Theile umgebaut, andere erweitert und verklärt werden müssen, vielleicht ein ganzes Stock aufzusetzen ist. — Was heißt das anders, als die neue Belastungen des Volkes in Aussicht stehen!“

In der Marinebeschungs-Angelegenheit beharrt sich der „Voll. Stg.“ zufolge bereits elf Personen in Untersuchungshaft und es werden wahrscheinlich noch weitere Befristungen erfolgen. — Es scheint da eine sehr würdevolle Stelle im Beamtenkörper aufgedeckt worden zu sein.

Die nationalliberale Partei hat sich zu den Revisionen befehrt — das ist schlecht und recht der Zeit eines Leitartikels, welcher aus dem Presbureau des Ministeriums des Innern kommt und gegenwärtig durch die von dem konservativen Kreisblättern unter der Ueberschrift: „Konservative und Liberal“ die Runde macht. Anknüpfend an einen nationalliberalen Bahlauftritt bei der Stichwahl in Halberstadt laßt der Artikel die Nationalliberalen. So heißt es in demselben: „Soweit diese nicht nach links schalten, können sie allerdings sagen, daß im Großen und Ganzen sie ihnen weiter nichts angeht, als was auch die Revisionen anstreben.“ Bei der Stichwahl in Halberstadt hätte die Nationalliberalen die konservative Richtung als das Fortschritt bezeichnet, welches auch für die Liberalen gilt. „Erlaubt der Mangel einer direkten Anerkennung würde nicht die Ursache verschleiern können, daß die nationalliberale Partei die konservativen Bestrebungen nicht mehr entgegentritt, sondern sich in den großen Fragen der Politik mit diesen vereinigt.“ — Wir sind in Betreff dieser Anschauung über die Nationalliberalen mit dem Presbureau durchaus einig.

Ueber die Faulheit der afrikanischen Neger macht unsere kolonialfreundliche Kartellpresse nicht genug zu berichten, als es sich darum handelte, für den Bestand der Neger zur Arbeit Stimmung zumachen, welchen einzig und allein die Kultivierung der afrikanischen Kolonien möglich sein sollte. Den Grund dieser angeblichen „Faulheit“ laßt der bekannte Missionar Dr. Wernicke in einer jetzt veröffentlichten Abhandlung über die Sklaverei erkennen, wo er folgende Ausführungen eines Kenners der afrikanischen Verhältnisse zitiert: „Den fatalen, aber unumkehrbaren Ruf, daß er nicht arbeite, hat dem Neger die Sklaverei gebracht. Wenn man an der Goldküste sieht, wie fleißig die frei gewordenen Sklaven und die kleinen freien Leute für ihn arbeiten, sobald sie ihres Erwerbes sicher sind, so erkennt man

Therese. Das hat Dein zukünftiger Schwiegersohn seiner Braut mitgebracht. Nun, was sagst Du dazu? Und Sie, Herr Schreiber, wenn Sie sich darauf verstehen, wie hoch schätzen Sie diesen Diamant?“

Limar betrachtete sich den Stein und sagte: „Pierre de Straf; unter Brüdern fünf Groschen werth.“

„Schweig' Er, Schreiber! Was versteht Er davon. Er versteht sich auf Hafer und Kukuruz, und hat in seinem Leben vielleicht noch keinen Diamanten gesehen.“

Und damit streckte er den so schände herabgewürdigten Ring, da Roemi um keinen Preis sich ihn anstecken ließ, auf seinen kleinen Finger und war während der ganzen Mahlzeit besessen, den Ring an seinem Finger zu produzieren. Der junge Herr hatte einen guten Appetit. Während des Essens sprach er ein Langes und Breites darüber, was für ein riesiges Etablissement diese Schiffswerft sei, wie viele Millionen Kubikfuß Holz sie jährlich verbrauche. In der Nähe gebe es schon keine Waldungen mehr, in denen zum Schiffbau geeignetes Holz geschlagen werden kann. Man müsse sich fogar welches aus Amerika bringen lassen. Nur in Slavonien ist noch welches zu haben.

Erst, nachdem er sich gütlich gethan, rückte er mit der Hauptsache heraus. „Nun, jetzt meine liebe gute Mama Theres, will ich Dir also sagen, weshalb ich denn eigentlich gekommen bin.“

Therese sah Theodor mit ängstlichem Mißtrauen an. „Jetzt werde ich mit einem Male Euch alle glücklich machen, Dich sowohl als Roemi und auch mich; überdies sehe ich mich bei Signore Scaramelli in Respekt. Pass' einmal auf. Sagt mir eines Tages Herr Scaramelli: „Freund Kristijan, hören Sie, Sie werden nach Brasilien reisen müssen.“

Wärs Du nur schon hingereist!“ seufzte Theres. Theodor verstand diesen Seufzer und lächelte. „Du mußt nämlich wissen, von dort holen wir uns die nöthigen Schiffsbauhölzer; dort wächst der Mahaya- und der Mururu-Baum, aus dessen Holz der Schiffskiel verfertigt wird; der Poripout- und der Patavonabaum, aus dem man die Seitenplanken verfertigt, der Mangrove, der Rosoc- und der Orasgalbaum, die im Wasser nie verfaulen; der

„mort-woh-rats“-Baum, dessen Geruch die Ratten nicht vertragen können, der Eisenbaum, aus welchem man das Steuerruder verfertigt, und der „sour gumtree“, von dem man das Holz zu den Naderschäufeln nimmt; dann noch der Fernambuk, der Manchinell, der Keufelstaftee, der Theat- und der Mahagoniebaum, welche das Holz für die feinen Schiffsmöbel liefern, endlich der Kasarilla, Taha-maca- und der Boladorbaum, welchen der Vorkenkler nichts anhat und der Maonbaum, in welchen der teredo navalis sich nicht einbohrt.“

„Ich bitte Dich, höre endlich auf mit Deinen einfältigen indianischen Namen!“ unterbrach ihn Theres. „Du glaubst wohl, Du wirst mir den Kopf verwirren, indem Du mir ein ganzes botanisches Register herunterplapperst, so daß ich den Wald vor lauter Bäumen nicht sehe. Sag' mir lieber, wenn so viele unvergleichliche Bäume in Brasilien wachsen, warum Du nicht schon hingereist bist?“

„Ja, darin besteht eben mein Kapitaleinfall. Wozu — sagte ich zu Signor Scaramelli — soll ich nach Brasilien reisen, wenn wir in der Nähe Holz genug haben können, das noch besser, als das brasilianische? Ich kenne eine Insel, mitten in der Donau, welche mit einem Urwald bestanden ist, dort giebt es die allerhöflichsten Bäume, welche es mit den südamerikanischen aufnehmen können.“

„Ich dachte mir's,“ sprach Theres vor sich hin. „Die Pappeln ersetzen vollkommen die Patavonas; die Nupbäume werfen die Mahagonibäume aus dem Sattel. Und die haben wir zu Hunderten auf unserer Insel.“

„Meine Nupbäume!“

„Das Holz des Apfelbaumes ist um vieles besser, als das des Kasarillaabbaumes.“

„So, als auch über meine Apfelbäume hast Du bereits verfügt?“

„Die Pfämenbäume aber haben den Vergleich mit den besten Theatbäumen nicht zu scheuen.“

„Auch die wirst Du alle aushauen lassen und Herrn Scaramelli verkaufen?“ fragte in ruhigem Tone Frau Theres.

„Wir werden eine Unmasse Geld dafür bekommen. Min-

destens zehn Gulden für jeden Baum. Signor Scaramelli hat mir carts blancs gegeben. Er hat mir freigestellt, einen Kontrakt mit Dir abzuschließen; ich habe ihn schon fertig in der Tasche, Du brauchst ihn nur zu unterschreiben und unterschreiben gemacht Leute. Und wenn einmal die vielen unheimlichen Bäume hier ausgehauen sind, bleiben wir auch nicht länger hier, sondern gehen nach Kriest wohnen; die ganze Zeit aber bepflanzen wir mit Prunus Mehaleb; weißt Du, was diesem verfertigt man die wofürstlichen türkischen Pfeifenrohre. Dieser Baum bedarf keiner Pflege; wir brauchen hier nur einen Menschen zu halten, der die jährlich abgeschnittenen Weichselstöcke an die Barner Kaufleute verkauft; so werden wir von jedem Loch fünfshundert Dukaten einnehmen; für zehn Loch fünfshundert Dukaten.“

Limar konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „So lächerliche Spekulationen waren selbst ihm noch nicht eingefallen.“

„Nun, was giebt es da zum Lachen?“ herrschte Theres.

Limar an. „Ich verstehe etwas von der Sache.“

„Und ich verstehe auch,“ versetzte Theres, „was Du damit willst. So oft mein Unstern Dich hierher bringt, scheinst Du wie ein Lodienvogel und ich kann genig sein, daß Du irgend einen verderblichen Plan gegen mich in die Schilde führst. Du weißt, daß Du kein Geld bei mir finden noch je finden wirst. Aber Du weißt Dir zu helfen. Du kommst Du mit einem Boot, schleppst darauf fort, was wir an Vorräthen für uns Beide aufgespart hatten, und machst es zu Geld. Jetzt begnügt Du Dich schon nicht mehr mit dem Obst, das Du ärger zehntest, als ein brandstiftendes türkischer Pascha mir thun würde; Du willst mir auch die Bäume selbst über den Kopf verkaufen — sie, meine Bäume, meine einzigen Freunde auf dieser Welt, die ich in Ruhe, Pfui, schäme Dich! Mir solche Märchen vorzulegen, daß Du Schätze erhalten würdest für diese Bäume, denen Dein Herr Scaramelli Seeschiffe zimmern wird, das ist sicher. Du würdest sie nur aushauen lassen, um sie an den nächsten besten Kallbrenner um einen Spottpreis zu verkaufen; das ist Dein pfiffiger Plan. Wen willst Du damit zum Narren halten? Doch mich nicht, die ich Dir Schliche kenne? Ich sage Dir, laß ab von Deinem

wenig bez...
sollte kan...
obgleich...
Gand...
dann das?...
wird Mis...
stener in...
wird reich...
der kaum...
bestimm...
die in die...
vom der...
baran...
die rich...
sollen die...
aus der...
Kartellbrü...
tribun...
wenn die...
angehen...
sollte die...
wenn die...
sollen der...
hat in de...
angekau...
geblieben...
da...
die Familie...
denen...
dem V...
nach...
weil Strat...
den Bericht...
vorigen...
begegnet...
beret...
Theodor...
schickst...
schickst...
sich Auf...
wären...
übersteig...
sollte die...
angese...
abgele...
ende...
sich gef...
eine Re...
sein B...
bezo...
Tag betr...
wollte ein...
Bericht...
aber di...
sich aus...
entwede...
die Re...
sich h...
Die Volk...
ganz lo...
100 000...
von 2-500...
300 Ein...
der Gef...
in 21...
116...
888...
1951...
den ü...
Danach...
sich über...
den Rest...
das Jahr...
und nat...
gewor...
nämlich...
in Gro...
Witte...
Klein...
Land...
Land...
dem...
kurze...
kommen...
von...
Charakter

Das Koalitionsrecht und die Streiks.

Unter dieser Aufschrift greift das konservative „Berliner Fremdenblatt“ ihre Kartellgeschwister, die „Nationalzeitung“, an, weil ihr Liberalismus sie hindert, einer Bestrafung des losen Kontraktbruchs und einer Verhängung von Lohnguthaben seitens der Arbeitgeber zuzustimmen. Obgleich wir jede Freundlichkeit mit der „Nat.-Ztg.“ streng ablehnen, so wollen wir uns bemühen, den Ausführungen des angreifenden „Fremdenblattes“ entgegenzutreten, weil sie die „Sinnesart“ der besitzenden und insbesondere der arbeitenden Volkskreise ins hellste Licht setzt. Das „F.“ verfährt es, an dieser Stelle der berückichtigten „Nationalzeitung“ zu erwähnen, nach denen nur die reinste „Arbeitermoralität“ den Streik vertreten will, nein, sie führt als „moralisches“ und „kraftvollstes“ Argument gegen die Berechtigung des Streiks die Behauptung ins Feld: daß das „Rechtssbewußtsein des Volkes“, mit ihm die „öffentliche Moral“ und die „Rechtssicherheit“ nicht würde, wenn unangeführt Arbeiter einen Verwehrruch ausüben dürfen. Es ist also mit diesen Worten gemeint, das „F.“ möchte die Faust der Gesetzgebung angewendet wissen, um den Arbeitern das letzte Mittel zu entziehen, ihre materielle Lage zu verbessern. Hat nun aber das „F.“ eine Ahnung davon, wie oft die Arbeitgeber Kontrakte brechen, Arbeiter widerrechtlich entlassen, ohne daß sich eine konservative Zeitung zum Kampfe dagegen erheben würde? Seht dem Blatt die Kenntnis dieser Vorfälle, die wir dem „F.“ in unliebsamer Menge nennen, ab, hat sie bereits das Gebahren der rheinisch-westfälischen Grubengesellschaften vergessen, das Nullen der „Arbeiter“, die Ueberdrückten, die widerrechtlichen Lohnkürzungen? Ist es vergessen, so wollen wir ihr diese Geselzliebe der Unternehmer in die Ohren donnern. Oder will der Verfasser nicht hören, so beuche er die Kreise der Arbeiter und höre wie die Unternehmer über „Verträge“ denken. Die der Brust der Arbeiter aber braust ein höheres Rechtssbewußtsein, das ihnen zuruft: „Wir wollen nicht harte Arbeit auch einen angemessenen Lohn haben, wir wollen uns nicht in übermäßiger Arbeit aufopfern zu Gunsten der kleinen Anzahl von Unternehmern und lieber unsere Zeit dardien, als gutwillig das „Recht“ der Unternehmer anerkennen, derselben Unternehmer, die trotz aller „Rationalisierungsleistungen“ sich nicht entblöden, ausländische Arbeiter zu verwenden, anstatt den Forderungen ihr Mitbürger zuzuhören.“

Das „F.“ mag sich bei dem „Fremdenblatt“ für das „Recht“ bedanken, daß sie nach Beachtung in der geistigen Aristokratie und nicht nach dem „Recht“ des Mob auf den Bierbänken strebt. „Wer gehört mehr dem Mob auf den Bierbänken, diejenigen, die ihre geistigen Kräfte benutzen, den Interessen der gutzahlenden Unternehmer zu dienen, oder die Führer der Streiks, diejenigen, die ihre geistigen Kräfte benutzen, um die materielle Lage ihrer Kollegen zu bessern? Schande demjenigen, der ein solches Mann, der der gewissen Maßregeln entgegengeht, zu verunglimpfen.“

Noch besser aber ist es, wenn derselbe Mitarbeiter als „Rechtssbewußtsein“ den Gefahren des Kontraktbruchs empfiehlt: „Die Beschlagnahme des prinzipiell in gewisser Höhe einzubehaltenden Lohnguthabens, sowie den obligatorischen Beitritt aller Arbeitgeber zu Innungsverbänden, damit die Arbeitgeber gehalten werden, sich einseitigen, sie bindenden Direktiven der Arbeitnehmer entgegenzutreten“; das ist also, (abgesehen von der Fremdwörtermenge des Sprachgebrauchs dieses „reusischen“ Schriftstellers) die Arbeitgeber werden gezwungen, sich zu vereinen und jeden Einzelnen durch eine schwarze Liste wirtschaftlich zu tödnen. Und ein solcher Mann mag es, von „Recht“ zu sprechen! Und auf derselben Höhe seiner „Gerechtigkeitssiebe“ steht auch die „sozialpolitische“ Weisheit, denn, um dem Prinzip der schrankenlosen Gewerbefreiheit entgegenzutreten, empfiehlt man auch den oben genannten Innungsverbänden den Nachweis einer angemessenen Befähigung zum selbständigen Betrieb gewisser Gewerbe.“ (Wie vorsichtig ausgedrückt.)

Kann wohl „der Willkür in der Handhabung der freien Arbeitsvertragssteuer“ wollen, doch nicht dadurch, daß wir die alle vermordete

Ruine der Innungsorganisation, des Befähigungsnachweises ausgraben, nein dadurch, daß wir durch gesellschaftliche Einrichtungen den modernen, genossenschaftlichen Erben entgegenkommen. Diesen Erben, denen sich das glühende Verlangen nach einer echten Gerechtigkeit zugesellt, will die sozialdemokratische Arbeiterpartei Genüge leisten und das „F.“ irrt sich, wenn es glaubt, daß sich bereits alle Arbeiter in unseren Händen befinden, die für uns erreichbar sind. Nein, die „Milton-Anhänger“, die wir besitzen, ist erst das fruchtbarste Feld, aus dem neue Millionen entprießen werden, die unsere Ideen zum Siege führen werden, auch wenn sämtliche kapitalistische Parteien für jede einzelne Handlung eines Arbeiters einen Strafgesetzbuchparaphen zurechtstutzen.

Lokales.

Als die dreifachen Bedroher des Koalitionsrechts — selbstverständlich nur für die Arbeiter — erweisen sich immer mehr die Nationalliberalen, die Vertreter des großkapitalistischen Unternehmertums, der Bourgeoisie im nichtsnützigsten Sinne des Wortes.

Das offiziöse Hauptorgan, die „Nordd. Allg. Ztg.“ ist anscheinend nicht für eine Aenderung des geltenden Rechts; sie glaubt ihren Zweck schon durch eine, allerdings gewalttätige, Auslegung der bestehenden Bestimmungen erreichen zu können. Das Blatt kommt in einem Leitartikel auf die §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung abermals zurück und hält daran fest, daß nach diesen Paragraphen „Dritte“ nicht das Recht hätten, sich in eine Lohnbewegung einzumischen oder Andere zu einer Arbeitseinstellung zu bereiden. Als diese „Dritten“ bezeichnet die „Norddeutsche“ sozialdemokratische Agitatoren“, und ein nationalliberales Blatt setzt dafür die Bezeichnung „professionelle Streikführer, welche längst aufgehört haben, Arbeitnehmer zu sein, vielmehr ihre Existenz auf das Streikführertum basieren.“ Die „Norddeutsche“ kommt zu diesem Ergebnisse durch eine Vermengung der beiden §§ 152 und 153, von denen jeder, einzeln betrachtet, die Auffassung des offiziellen Blattes bindig widerlegt. Denn wenn nach § 152 der Streik erlaubt ist, so muß nach dem gesunden Menschenverstande auch das Ueberreden zum Streik erlaubt sein, und Gesetzgebung und Rechtsprechung haben diese Anschauung des gesunden Menschenverstandes bisher gelten lassen; ferner, wenn § 153 nur die Anwendung förmlichen Zwanges, die Verurteilung zur Strafe bedroht, nicht aber die Ueberredung, so muß letztere eben juristisch als erlaubt gelten. Wäre die Rechtsdeduktion der „Nordd. Allg. Ztg.“ richtig, so könnten die Arbeiter belagerten Weise daran gehindert werden, mit der Leitung des Streiks Personen zu betrauen, welche nicht mehr in einem Arbeitsverhältnisse stehen und daher nicht vom Unternehmertum gemahregelt werden können. Aber die Deduktion ist unhaltbar.

Während die offiziöse „Norddeutsche“ sich mit einem unnützen Verwuse begnügt, die Lohnbewegungen durch die Auslegung und Anwendung des geltenden Rechts zu hemmen, verlangen die Nationalliberalen hartnäckig eine gesetzliche Einengung des Koalitionsrechtes, welche dasselbe wertlos macht. Ihre Organe formulieren und begründen diese Forderung je nach der Stärke der von ihnen vertretenen Interessen und je nach ihren Fähigkeiten etwas verschieden. Die „Rhein. Westf. Ztg.“ vertritt jedes irgend denkbare Mittel, die Arbeiter zu unterdrücken, so plump, daß ihr gegenüber eine logische Kritik überflüssig ist. Der „Hann. Courier“ erwartet von dem Ersche des Sozialistengesetzes, daß er auch den Mißbrauch des Koalitionsrechtes trefte; ob der „Hann. Cour.“ bloß den Mißbrauch eine sozialdemokratischen Agitation“ anlässlich einer Lohnbewegung beleihten, oder ob er im Falle eines solchen Mißbrauchs die Lohnbewegung selbst unterdrücken will, darüber äußert er sich einweilen nicht. Die „Berl. Ztg.“ giebt den Leitartikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ unterfchreibend wieder — unhöfliche Leute würden es „hehlen“ nennen — appelliert aber, im Widerspruche mit den Ausführungen des Artikels, schließlich an den Gesetzgeber. Eine Ausnahme endlich macht diesmal die „Köln. Ztg.“, indem sie ausführt, daß eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit lediglich die Unzufriedenheit und Mißstimmung in den Massen verbreiten würde; ob sie von der Richtigkeit dieser Ansicht auch das offiziöse Organ überzeugen, oder ob umgekehrt ihre eigene Ueberzeugung nur bis zur Beilegung des Streites in Sachen Peters vorhalten wird, bleibt abzuwarten. Die Bedrohung der Koalitionsfreiheit erscheint jedenfalls als eine ernstliche.

Die Lokalkommission veröffentlicht nachstehend die Liste der Witthe, die ihre Lokale zu Versammlungen hergeben und bemerkt hierzu, daß dieselbe an jedem Dienstag mit event. Abänderungen abgedruckt wird, ferner, daß Veröffentlichungen in Bezug auf die Lokalfrage nur von den Herren Wilhelm Berner, Sebastianstr. 72, Arno Winter, Köpnickstr. 26, Hans Baake, Gipsstr. 31, ausgehen haben. Alle eventuellen Unregelmäßigkeiten sind an die genannten Herren zu berichten.

- Abler-Brauerei, Gesundbrunnen.
- Bolzmann, Andreasstr. 26.
- Robert, Weinstr. 11.
- Böhmisches Brauhaus. (Erst vom 16. September.)
- Bürgerfale, Dresdenerstraße.
- Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48.
- Deutsches Volkstheater, Schönhauser Allee.
- Elysum, Landsberger-Allee 39/41.
- Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75.
- Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79.
- Gnadt, Brunnenstr. 38.
- Gottschalk (früher Jun), Badstraße, Gesundbrunnen.
- Gründer's Salon, Schermerstr. 13.
- Heise, Lichtenbergerstr. 21.
- Hendrich's Säle, Reuthstr. 18/21.
- Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.
- Königshof, Bülowstraße.
- Klein's Festfale, Oranienstr. 180.
- Mundt's Salon, Köpnickstr. 100 (15 M.).
- Neuer, Alte Jakobstr. 83.
- Reuz' Salon, Naunynstr. 27.
- Rennfahrts' Salon, Dennewitzstr. 13.
- Sansjoui, Kottbuserstr. 4 (20 M.).
- Schneider, Belfortstr. 15.
- Sahn's Klubhaus, Annenstr. 16.
- Silber's Salon, Schwedterstr. 24.
- Schröder, Müllerstr. 178 (Weddingpark).
- Schweizergarten, Am Königsthor.
- Süd-Ost, Waldemarstr. 75.
- Scheffer's Salon, Inselstr. 10.
- Neuküchener Volksgarten, Proslauerstraße.
- Wirth, Dresdenerstr. 45.
- Weimann's Volksgarten, Gesundbrunnen.
- Wendt, Dresdenerstr. 116.
- Wohlhaupt, Manteuffelstr. 9.
- Zemler, Mühlstr. 11.

Man schreibt der „Voss. Ztg.“: Wiederholt sind wir ersucht worden, die Röhrl zu lösen, welche der Tarif der Eisenbahnlinie Berlin-Potsdam aufgiebt. Wir haben uns vergebens daran versucht und begnügen uns damit, die Röhrl hier zum Besten zu geben. Nimmt man z. B. von Berlin nach Potsdam eine Rückfahrtskarte, sagen wir 3. Klasse. Dieselbe kostet 1 M. 60 Pf.; bei Benutzung eines Kurierzuges löst der Berliner eine Zuschlagskarte, welche 30 Pf. kostet. Der Potsdamer hat dazu keine Berechtigung, da von Potsdam aus Rückfahrtskarten unter allen Umständen keine Gültigkeit zu Erläutungen haben, trotzdem es im amtlichen „Normal-Personen-gelddtarif“ ausdrücklich heißt: „Die Rückfahrtskarten gelten für Personen wie für Schnellzüge!“ Wie soll man sich diese Ungerechtigkeit erklären? Ferner: bei gewöhnlichen Zügen kostet es von Potsdam bis zum Potsdamer Bahnhof und bis zur Station Friedrichstraße den gleichen Preis, und man kann die Fahrt beliebig auf der einen oder der anderen Stelle beginnen oder endigen. Will man dagegen von Potsdam den Erläutungen benutzen, so kostet das Billet zu diesem Zuge nach dem Potsdamer Bahnhofe in Berlin einfache Fahrt 1 M. 40 Pf., dagegen nach der Friedrichstraße 1 M. 70 Pf. Während der Berliner, der ein Mal den Erläutungen benutzen kann, also für 1 M. 90 Pf. von der Friedrichstraße nach Potsdam hin- und zurückfährt, bezahlt der von Potsdam Reisende hin 1 M. 70 Pf., zurück 1 M. 10 Pf., mindestens also 2 M. 80 Pf., oder 90 Pf. mehr als der Berliner. Selbst wenn der von Potsdam Reisende den Erläutungen nur bis Charlottenburg benutzt, bis wohin es 1 M. 10 Pf. kostet, und dann auf der Stadtbahn die Strecke Charlottenburg-Friedrichstraße für 20 Pf. fährt, würde er immer noch hin und zurück 2 M. 40 Pf. zahlen, also auch noch 50 Pfennige mehr, als der Berliner. Eine Erklärung für diese Ungleichheit ist schwer zu finden. Als ein Uebelstand wird es auch empfunden, daß die eintägigen Rückfahrtskarten überhaupt keine Gültigkeit zu Erläutungen haben, auch nicht von Berlin aus. Damit sind aber die Sonderlichkeiten noch lange nicht erschöpft. Auf dem Potsdamer Bahnhof werden sogenannte „Retourbillets“ ausgegeben, welche für Besucher des Grunewalds bestimmt sind. Diese Fahrkarten berechtigen zur Fahrt bis Palensee und Rückfahrt von Wannsee

Das Jubelfest der Photographie.

Zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens.
Von
Konrad Alberti.

Die Photographie ist eine junge Erfindung, sie war im letzten Monat fünfzig Jahre alt. Der 19. August 1839 ist ihr Geburtstag. An diesem Tage nämlich veränderte die Akademie in der Sitzung der Pariser Akademie zum ersten Male das Ergebnis seiner jahrelangen unablässigen Arbeiten und Versuche, die er zuerst mit Niepce gemeinsam, dann nach dessen Tode aus eigenem Geiste unternommen. Bis dahin waren alle Versuche, mittelst der Sonnenkraft auf einer Fläche dauernde Abbilder der Wirklichkeit zu erzeugen, nur Schemen gewesen: jezt zum ersten Male erhielt man wirkliche Lichtbilder, erkennbar, klar, dauerhaft. Und doch: welsch ein Unterschied zwischen diesen flüchtigen, grauen, verschwommenen Platten von chemisch wirkender Photographie von heute, welche die kleinste Einzelheit die feinste Linie wiedergiebt und die natürlichen Farben durch die zartesten Abtönungen von Schwarz und Weiß andeutet. Welch ein Weg von damals zu heute!

Die Photographie ist noch eine junge Kunst, unablässig sucht sie darnach, sich zu vervollkommen, erst die letzten Jahre haben uns wieder Neuerungen gebracht, die ihr ganzes Wesen umwälzen zu wollen scheinen: die Momentphotographie, die Mikrophotographie, die farbenempfindlichen Platten. Wer kann wissen, was das nächste halbe Jahrhundert bringen wird? Wer ahnte, welsch gewaltiger Faktor der menschlichen Kultur, des geistigen Fortschritts diese Kunst werden würde, als Daguerre und seine Zeit den

höchsten Gipfel erklimmen meinten, da es diesem gelang, lichtempfindliche Zinksilberplatten herzustellen und das trotz seines Vorhandenseins unsichtbare Bild durch Ueberleitung von Quecksilberdämpfen sichtbar zu machen, als es ihm gelang, die Einfallzeit des Lichtes dadurch von den Stunden, die man früher benötigte, auf Minuten herabzusetzen und so die Photographie für die reale Verwendung brauchbar, möglich zu machen, das Prinzip in Praxis umzusetzen? Und doch: welsch schwerfällig waren noch diese theuren, dunklen Metallplatten! Wer entsinne sich solcher nicht noch aus seinen Jugendzeiten? Wie ausdruckslos, unbestimmt, charakterlos, matt erschienen selbst die ersten Lichtbilder auf Papier!

Heut ist die Photographie eine Macht — eine der größten Mächte im Kulturleben. Eine festliche Ausstellung, aus Anlaß des halbshundertjährigen Bestehens, im Gebäude der Berliner Kriegsakademie, giebt Jedermann Gelegenheit, sich zu unterrichten, welsch Fortschritte diese Kunst gemacht, welchen Entwicklungsengang sie zurückgelegt, wie sehr sie für alle Gebiete der menschlichen Kultur unentbehrlich geworden ist. Wer nur glaubt, die Photographie habe keine höheren Zwecke, als die billige Vervielfältigung des eigenen persönlichen Konterfeis, mit dem man bei Familienfesten die lieben Verwandten angenehm überrascht, der hat freilich von der Bedeutung, von Wesen dieser Kunst, die so wichtigen Einfluß auf alle Verhältnisse des modernen Lebens übt, nicht die leiseste Vorstellung. Es ist wahr, die Photographie überhebt uns oft der unangenehmen Nothwendigkeit, theure Geschenke zu machen, sie ist ein billiger Aushelf für Alle, welche nicht an übermäßiger Freigebigkeit leiden, und man sagt, daß eine große nordische Herrscherin, die auch eine sehr sorgsame Wirthin ist, von diesem Auswege namentlich auf ihren Reisen einen sehr ausgedehnten Gebrauch machte. Aber die Bilder zu Geburtstagen, für die Familienalben, für die Bewerbung um Stellen und Posten sind doch nur

ein sehr beschränkter und nebensächlicher Theil der Anwendung der Photographie.

Die Wissenschaft photographirt alles. Mit dem kleinen Holzkasten bewaffnet bringt der Forscher bis in die unzugänglichsten Tiefen fremder Erdtheile, die Bewohner, die Orte, die Berge der Gegenden auf seine Trockenplatten banneud. Die Wissenschaft ist nicht mehr auf Berichte, auf Erinnerungen und unsichere Meldungen angewiesen: sie sieht selbst, sie prüft selbst und kommt der Wahrheit immer näher. Der Stern am Himmel ist nicht mehr sicher, mit seinem eigenen Lichte muß er sein eignes Bild und sogar seine eigene Klassenzahl auf die Platte malen, und die Wunder der unendlichen Welt über uns erschließen sich. Die Kenntniß fremder Völker, Orte, Gegenden bringt bis in die weitesten Entfernungen: das Wissen, der Unternehmungsgest, das Urtheil, die richtige Anschauung von der Welt, der Geschnacht bilden sich: welsch Vortheile auch für das praktische Leben! Wir halten den Verbrecher fest, der unser Eigenthum, unser Leben bedroht — wie sehr er sich auch versteckt, er kann uns nicht entgehen, sobald wir sein Bild besitzen und über die ganze Welt verbreiten können. Die Photographie ist die Mäherin der Schuld, die Beschützerin der Unschuld. Sie hellt Irrthümer auf: in einem Roman Dernburg's ist gar erbaulich geschildert, wie die Wendung in einer wichtigen Gerichtsverhandlung herbeigeführt wird — durch eine Momentphotographie, welche die verleumdete Angellagte deutlich in einer Stellung zeigt, die ihre Unschuld, ihr Angegriffensein, ihre Nothwehr vollständig beweist. Große politische Ereignisse, Feste, Schlachten, Sitzungen werden am Orte des Geschehens aufs Papier geworfen; für ewige Zeit steht ihr Bild fest, jede Fälschung, jede Lüge späterer Schönfärber oder Schwärzer ist ausgeschlossen: das Licht läßt nicht; auch hier heißt es, „die Sonne bringt es an den Tag.“

Verühmte Werke der Kunst, des Gewerbfleißes, an weit

beziehungsweise Schläfensee, oder zur Fahrt bis Schlachensee, Wannsee bezw. Zehlendorf und Rückfahrt von Station Grunewald. Nun entspricht es nicht nur den landläufigen Bedürfnissen, sondern auch den Betriebsbestimmungen für die preussischen Bahnen, daß Rückfahr- und Rundreisen stets billiger berechnet werden sollten, als die einfachen Fahrarten für dieselbe Strecke. Die Berlin-Potsdamer Bahnverwaltung nimmt jedoch von jedem Reisenden, der sich ein solches „Rundtourbillert“ löst, 10 bezw. 20 Pf. mehr, als er beim Reisen von einfachen Fahrarten für die Hin- und Rückfahrt zu bezahlen braucht. Ferner werden für die Rückfahrarten Berlin—Steglitz oder Zehlendorf, und für die einfachen Fahrarten Berlin—Potsdam oder Charlottenhof je 5 Pf. mehr erhoben, als recht ist. Es hat dies darin seinen Grund, daß die Verwaltung den sich nach der Anzahl der Kilometer ergebenden Fahrpreis auf volle 10 Pf., und nicht, wie sie sollte, auf 5 Pf. abrundet. Noch bezeichnender ist die Tatsache, daß für die einfachen Fahrarten Berlin—Neuendorf volle 10 Pf. mehr erhoben werden, als die Direktion nach den für die preussischen Staatsbahnen rechtlich geltenden Normalpersonen-geld-Tarif“ erheben dürfte. Die Entfernung vom Potsdamer Bahnhof nach Neuendorf beträgt 24,5 Kilometer, der Fahrpreis sollte also bei der Aufrundung auf volle 10 Pf. für die I. Kl. 2 M., für die II. Kl. 1,50 M. und für die III. Kl. 1 M. betragen (und dementsprechend werden auch sehr richtig für die Rückfahrarten 3 M., 2,30 M. und 1,50 M. berechnet), es kosten aber die Fahrarten für die einfache Fahrt 2,10 M., 1,60 M. und 1,10 M., also für jede Karte 10 Pf. zu viel! Wann wird, so fragen wir weiter, auch endlich mit dem alten Verfahren gebrochen, daß die billigen, halbtagigen Sonder-Rückfahrten, bei deren Benutzung die Hin- und Rückfahrt zum Preise der einfachen Fahrt ermöglicht ist, nur an Wochentagen ausgegeben werden? Wenn denjenigen Klassen der Bevölkerung, die an Wochentagen Zeit zu Ausflügen übrig haben, eine Ermäßigung des Fahrpreises bis zu 50 pCt. eingeräumt wird, dann haben auch die Volksschichten, welche Werkeltags über in ungesunder Werkstattluft schwer arbeiten müssen, und denen nur der Sonntag zur Erholung bleibt, erst recht das Bedürfnis, zu einem mindestens ebenso billigen Fahrpreise befördert zu werden, wie es an Wochentagen geschieht. Das gilt nicht nur für die Potsdamer Bahn, sondern auch für den gesammten Vorortverkehr Berlins. Hier ist doch gewiß ein dankbares Feld zur Verhütung der so oft verübten menschenfreundlichen Bestrebung der Bahnverwaltungen für den Arbeiter und armen Mann. In einzelnen Stücken hat man, und das soll dankend anerkannt werden, den schönen Worten auch die That folgen lassen: Für die Beförderung der Arbeiter zwischen ihren Wohnstätten und dem Arbeitsort hat man die billigen Arbeiter-Tages- und Wochenkarten eingeführt und es sind neuerdings, wie der „Aktionär“ meldet, die Direktionen angewiesen, dieser für die Wohlfahrt der Arbeiter wichtigen Angelegenheit fortgesetzt ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken und dieselbe thätigst zu fördern. Eins hebt freilich die Benutzung der Arbeiterkarten zum großen Theil wieder auf; die Bestimmung, daß die Ortsfahrt bis 8 Uhr Morgens beendet sein muß. Dadurch ist die Benutzung einer großen Anzahl Züge im Vorortverkehr und auch der entsprechenden Ringbahnzüge unmöglich gemacht. Zweckmäßiger wäre es, wenn diese Bestimmung dahin abgeändert würde, daß die Hin- und Rückfahrt vor 8 Uhr Morgens angetreten, nicht aber beendet werden müßte.

Die Verquickung Berliner und Charlottenburger Gebiets, wie sie im 18. Stadtbezirk von Charlottenburg sich herausgebildet, hat für die Bewohner desselben eine oft recht unangenehme postalische Eigenart zur Folge gehabt. Die Briefbestellung in jenem Charlottenburger Bezirk geschieht nämlich nicht vom Postamt in Charlottenburg, sondern vom Postamt 62 Berlin aus. Wenn man nun einen Brief an einen Einwohner dieses Bezirks nach Charlottenburg adressirt, so gelangt derselbe einen Tag später an seine Adresse, als wenn man denselben nach Berlin adressirt, weil derselbe in ersterem Falle erst nach Charlottenburg geht, dann aber von dort aus erst an das Berliner Postamt 62 expedirt und schließlich von hier aus bestellt wird.

Die Post schreibt: „In Hinblick unserer Mittheilungen über den vermeintlichen Litzschwund sind wir in der angenehmen Lage, nach Information von berufener Seite dieselben nunmehr endgültig dahin berichtigen zu können, daß die Angelegenheit des vor Kurzem unter dem Verdachte des Betruges verhafteten, auf Anordnung des Staatsanwalts aber sofort wieder freigelassenen Lehrers auch weiterhin für denselben einen durchaus günstigen Verlauf genommen hat, indem die eingehende Prüfung des strengen Sachverhalts nach keiner Seite hin das Vorliegen einer strafbaren Handlung ergab. Da durch die erste Veröffentlichung dieser Angelegenheit eine durchaus ehrenhafte, hochgeachtete Familie und deren ausgedehnte Bekanntheit in Aufregung und Verwirrung versetzt worden ist, so bitten wir die Blätter, welche seiner Zeit unsere Notizen brachten, der uns zugestellten Berichtigung ebenfalls Raum zu geben.“

Eine Fernsprechverbindung zwischen Berlin und Danzig wird, wie die „Danz. Ztg.“ meldet, gegenwärtig in Erwägung gezogen. Die Anfrage einer Danziger Firma an das Generalpostamt in Berlin, welche Vorbedingungen für die Realisation dieses Projektes notwendig seien, ist der Oberpostdirektion von Danzig zur Prüfung und weiteren Veranlassung überlassen worden. Letztere Behörde dürfte, wie die „Danz. Ztg.“ erfährt, der Sache ernstlich nahe treten, und es ist zu hoffen, daß sich hier ausreichende Betheiligung ergeben wird, um auch Danzig zu dieser wichtigen Verbindung mit der Reichs-

entlegenen Orten aufgestellt, bisher nur durch theure Nachbildungen anderer Länder und Städten in beschränkter Zahl zugänglich, sind jetzt durch Lichtbilder, die man von allen Seiten aufnimmt, für Jedermann vorhanden. Welcher Gewinn für den Geschmack, die Bildung, die Gewerbe, die Handwerke! Welch neue Bahnen für Arbeit und Studium! Ja selbst, was das bloße Auge des Menschen nicht zu sehen vermag, der kleinste Bacillus, der weiteste Komet, die luftdurchdringende Flintenkugel; dem Auge des todtten Apparats entgehen sie nicht, mit dem Mikroskop, dem Fernrohr verbunden, fixirt er, was sich noch so sorgsam verbirgt, noch so schnell verflüchtigt, macht zum Eigenthum der ganzen Welt, was sonst nur das geheime Wissen Weniger wäre. Sie ermöglicht, indem sie das mikroskopische Bild des inneren Baues von tausend Gegenständen festhält, tausend Dinge zu prüfen, Produkte, Fabrikate, und jede Verälschung festzustellen und zu unterdrücken. So ist die Photographie eine demokratische Erfindung im edelsten Sinne des Wortes, sie ist die Kunst der Klärung, der Bildung, der Wahrheit, des Fortschritts, sie ist der erbitterteste Feind der Fälschung, der Lüge, der Verdunkelung; das Kind des Lichts, bringt diese Kunst das Licht in die Welt, erhält es, erleuchtet Winkel, über denen bis dahin düsterste Nacht gelegen.

Die Kunst? Ich spreche immer von einer Kunst! Die Professoren der alten ästhetischen Schule erheben die Hände, um mich zu steinigen! Ich nenne eine rein mechanische Erfindung, eine technische Fertigkeit — eine Kunst! Ich gebe ihr einen Ehrennamen, der nur der himmelstrebenden Tochter der geflügelten Phantasie zukommt, für welche diese gemeine schaalte Wirklichkeit nicht existirt, die sich hoch über ihren Sammer erhebt, über diese Welt der zweifügigen

hauptstadt, deren sich schon verschiedene andere Großstädte, wie Stettin, Köln, Breslau u. s. w. erfreuen, zu verhehlen. Die dazu erforderlichen Ermittlungen sollen sofort eingeleitet werden.

Ueber das zukünftige Schicksal der Panke herrschen noch vielfach ganz irrthümliche Vorstellungen, denen gegenüber darauf hingewiesen werden mag, daß nach den Plänen der städtischen Verwaltung dieser vielgepriesene Wasserlauf in verbesserter Gestalt auf den künftigen Geschlechtern erhalten werden soll. Da die Gewässer der Panke jetzt schon viel reinlicher geworden sind und nach Vollendung der Radialsysteme IX und X ganz klar werden dürften, soll der Fluß in der Form eines offenen, von reinlichem Wasser durchströmten Rinnsales ausfließen sowohl, als auch ästhetischen Rücksichten erhalten bleiben. Die Panke soll bei der fortschreitenden Bebauung eine Art Licht- und Luftschacht darstellen. Aus diesem Grunde hat sich nun die städtische Verwaltung auch in Bezug auf den in der Dallborfer Straße abzuweisenden, am Schiffbauerdamm in die Spree mündenden südlichen Pankearm, obwohl derselbe zur Abführung des Hochwassers durchaus nicht nothwendig ist, nicht dazu entschließen können, denselben in gleicher Weise, wie auf dem Grundstück der geologischen Landesanstalt geschieht, durch einen mittelfür Gewölbe geschlossenen Kanal zu ersetzen. Das von der Kanalisationsdeputation aufgestellte Projekt zur Neuregulierung dieser sog. Südpanke geht im Gegentheil davon aus, soweit der Wasserlauf nicht innerhalb öffentlicher Straßen liegt, denselben als offen fließendes Gerinne beizubehalten, jedoch unter Einschränkung des für die abzuführende Wassermenge gegenwärtig allzu reichlich bemessenen Profils. Um das geringe Wasserquantum möglichst zusammen zu halten, soll die flach geneigte und mit Klinkern abgeplasterter Sohle des auf 3 m Breite zusammengezogenen Grabens in ihrer Mitte eine eisförmige Vertiefung von 75 cm Höhe erhalten. Dieser Entwurf hat unter dem 17. Dezember 1888 die Zustimmung des Polizeipräsidenten gefunden. Die Länge des so auszubauenden Pankearmes mißt 2750 m und die Arbeit wird der Stadt ganz erhebliche Kosten verursachen. Es wird deshalb beabsichtigt, mit den Anliegern über Beitragsleistungen zu verhandeln, da ihnen die Neuregulierung vornehmlich zu Gute kommt und da sie im Vorluhinteresse zur Reinigung der Panke verpflichtet sind, diese aber nach dem Umbau von der Stadt für alle Zeiten übernommen werden würde.

Die Errichtung einer Rathswaage in der Nähe des Anhalter Bahnhofes wird jetzt in bestimmter Aussicht genommen, nachdem durch die Freilegung und Regulierung der Gassechen Uferstraße die im Wege stehenden Hindernisse beseitigt sind. Der Magistrat hat beschlossen, mit der betreffenden Eisenbahndirektion in Verbindung zu treten wegen miethsweise Vergabe eines Platzes in der Größe von ungefähr 500 Quadratmeter zum Preise von 2 Mark für den Quadratmeter. Die Baukosten sollen bereits im nächstjährigen Etat eingestellt werden.

Die Besitzer von Sommerlokalen in der Umgegend Berlins haben vielfach von dem Forst-Riskus die an ihren Grundstücken angrenzenden Forstflächen gepachtet und zu Vergnügungszwecken für ihre Gäste hergerichtet. Während nun die Forstverwaltung des Grunewaldes von ihren Wäldern die Einfriedigung der verpachteten Fläche durch einen Zaun zur Bedingung macht, besteht in anderen Gegenden diese Einrichtung nicht, was für das erholungssuchende Publikum zu mancherlei Unzuträglichkeiten führt. Nicht selten gerathen die Berliner Ausflügler, welche sich in der Nähe eines solchen Schanklokals im Walde niedergelassen haben, mit dem Wirth des Volaks in Konflikt, wenn sie an Speisen und Getränken mehr mitgebracht haben, als jenem lieb ist. Am vergangenen Sonntag brach aus diesem Anlaß ein recht unliebsamer Streit aus zwischen dem Besitzer des Muggelschloßhagens und einer hinter diesem Etablissement gelagerten Gesellschaft, welche ihre mitgebrachten Speisen und Getränke dort verspeisten. Der Wirth verlangte unter Beistand der Gendarmarie die Räumung des Platzes, und da er eine Angabe, bis wohin sein Gebiet sich erstrecke, ablehnte, so blieb der Gesellschaft nichts weiter übrig, als Speisen und Getränke von dem Wirth zu entnehmen, um auf dem Platz geduldet zu werden. Die Forderung, das Pachtterrain einzuzäunen, würde solche Vorkommnisse unmöglich machen.

Die Vermischung der Chocolade mit Mehl ist nach dem Nahrungsmittelgesetz nicht zulässig und bald nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes machten sich, nach mancherlei Protesten gegen die neue gesetzliche Bestimmung, auf den Papierdüten der Chocoladenhändler die allerdings nur sehr bescheiden gehaltenen Aufschriften bemerkt: „Chocolade mit Mehlsatz.“ Allmähig ist dieser Vermerk von den Düten der meisten Händler wieder verschwunden; mit einigem Grunde aber darf man bezweifeln, daß der Zusatz von Mehl auch aufgehört habe. Thatsache ist, daß sich das bisherige heimische Verfahren zur Ermittlung von Mehl in Chocolade, welches in der Anwendung von Varyl bestand, als sehr unzureichend erwies. In letzterer Zeit ist das chemische Verfahren nun allerdings vervollkommenet; zugleich aber hat sich ein viel gefährlicherer Feind der gefälschten Chocolade gefunden, nämlich die Steuerbehörde. Nach den kürzlich gefassten Beschlüssen des Bundesrathes über die Vergütung der Steuer für solchen Zucker, welcher zur Herstellung von Chocoladenwaaren verwendet ist, welche ins Ausland gehen, wird eine sehr genaue Untersuchung solcher Chocoladenwaaren stattfinden und zwar von Seiten der abfertigen Steuerämter, um die Menge des in der Waare enthaltenen Zuckers festzustellen. Das Verfahren für diese Ermittlung ist sehr genau bis ins Einzelne vorgeschrieben und dürfte auch einen

Menschen, der sanft hinhaltenden Kasse. Tene eine Kunst, die nichts weiß von Zentauren, Tritonen, Pegasussen und geflügelten Engeln? Hat man es uns nicht hundert Male widerholt, wie die Photographie, unbeschadet ihrer sonstigen guten Eigenschaften, gerade auf die Kunst verderblich, zersetzend eingewirkt habe? Sie hat uns die Freude am Segeln durchs Reich der Phantasie geraubt, an den holden Märchen und Träumen, und uns dafür das gemalte Glend, den gefärbten Schmutz, die platte Alltäglichkeit eines Liebermann gegeben. Sie ist die Amme des rohen Naturalismus. Hat nicht Rudolf von Gottschall den modernen Roman in Grund und Boden verdammt, hat er ihn nicht den photographischen Roman genannt, weil er nichts vermag, als die Wiedergabe der nächststen Alltäglichkeiten, weil ihm der Schwung fehlt, die Schönheit, die Erhebung über die Wirklichkeit, das Ideal? . . .

Gemach! Werft zunächst nicht alle Kräuter in eine Suppe! Photographie ist nicht Photographie. Zwischen den hingefubellen Ferrotypen und Schnellbildern eines fliegenden Photographen auf dem Jahrmarkt, die man gleich fertig mitnehmen kann, und den Meisterstücken eines Schwarzwächters, Rabar, Anshüt, Progi, Panstängel ist ein genau so großer Werthunterschied wie zwischen den Pinseln eines wohlmeinenden Dorfmalers und den Gemälden eines Menzel und Uhde.

Ist die Photographie eine Kunst? Ist der Photograph, der auf der Höhe der Technik unserer Zeit steht, ein Künstler?

Schüttelt eure Köpfe und Perrüden, ihr Herren Pedanten, bekreuzt euch dreimal: ich sage dennoch „Ja!“ (Schluß folgt.)

Mehlsatz zur Chocolade leicht erkennen lassen. Die Chocoladenfabrikanten selbst werden wohl nicht wünschen, es auf Fälschungen an dieser Stelle ankommen zu lassen und in „Chocolade mit Mehlsatz“ wird in Zukunft auch beim Abhandeln wohl wieder etwas deutlicher erkennbar gemacht werden.

Gurken bis zu Weihnachten frisch zu erhalten. Bekanntlich ist in diesem Jahr die Gurkenrate so reichlich angefallen, daß Landleute und Gärtner nicht wissen, wo sie dieselben lassen sollen. Unter solchen Umständen wird es wohl leicht Manchem willkommen sein, ein Verfahren kennen zu lernen, durch dessen Anwendung man diese Früchte bis Weihnachten frisch erhalten kann. Man sucht hierzu die vollkommensten Gurken aus, knickt oder schneidet dieselben doch an der Nante ab, so daß aber noch ein kleiner Stiel daran bleibt, reinigt sie dann mit einer Bürste sorgfältig von Schmutz, trocknet sie ab, bestreicht die Oberfläche derselben sorgfältig mit Eiweiß und häutet sie nun vermittelst eines Pinselbastes, welcher an den Stielen befestigt wird, in einem trocknen Raume auf. Das Eiweiß, welches durch den Abflug der Luft die Gurken konservirt, wird beim Gebrauch zugleich mit der Haut entfernt.

Ueber die Behandlung von Fundstücken und die den glücklichen Findern obliegenden Verpflichtungen, darüber, wie sich aus vielen Gerichtsverhandlungen ergibt, noch immer die seltsamsten Vorstellungen, namentlich können viele Schuldwirth von dem Irrthum sich nicht losmachen, daß sie die ihnen liegen gebliebenen Gegenstände ohne Weiteres als unbrauchbar betrachten dürfen. Jeder Finder, der die polizeiliche Anzeige des Fundes über drei Tage verzögert, geht des gesetzlichen Finderlohnes verlustig, und wer gar über vier Wochen wartet, hat die Vermuthung des unrechlichen Erwerbes gegen sich und läuft auf alle Fälle Gefahr, wegen Unterschlagung gefasst zu werden. Eine solche liegt vor, wenn der Finder über die Sache in seinem Interesse und Nutzen verfügt.

Ueber den Selbstmordversuch eines achtjährigen Kindes erhält die „Berl. Ztg.“ von einem Berichterstatter folgende kaum glaubliche Mittheilung: Die erst achtjährige Rosa Sch., die Tochter eines in der Dranienstraße wohnenden Schneiders, war von ihren Eltern geschickt worden, außerdem hatte man ihr gedroht, sie würde nach einer Reinigungsanstalt verbracht, weil das Kind in einer Woche ein Tadel aus der Schule mit nach Hause brachte. Die Drohung muß für die Kleine etwas Furchtbares gewesen sein, denn am Freitag Nachmittag, als die Eltern nicht zu Hause und die Dienstmädchen anderswo beschäftigt war, beging das Mädchen einen Selbstmordversuch, indem es einen Extract von Aconit in ein Glas Wasser schüttete und sich davon ein Glas volltrank. Die heimkehrende Mutter fand ihr Kind in heftigen Schmerzen am Boden liegend vor. Doch hoffte die Mutter, es wieder herzustellen. Aus einem Brief, den das Kind an seine Eltern geschrieben und den es in seiner Tasche verwahrt hatte, geht hervor, daß es schon seit einigen Tagen den Entschluß gefaßt hatte, freiwillig zu sterben.

Selbstmord eines Greises. Der in der Rosenstraße 30 wohnhafte Kaufmann S. K. wurde gestern früh 8 Uhr in seinem Schlafzimmer erhängt vorgefunden. Als Frau K. um diese Zeit den Morgenskaffee bringen wollte, fand sie die Thüre des Schlafzimmers verschlossen; da ihr auf wiederholtes Klopfen und Rufen nicht geantwortet wurde, so sprengte die Frau die Thüre und fand ihren Mann am Boden liegend vor. Die Ursache des Unheils besüchtigt, mit der Kraft der Verzweiflung die Thüre der weiteren Öffnung, trotzdem mit Schwierigkeiten verstanden war. Als die geängstigte Frau nach Ueberwindung des Hindernisses sich endlich Zugang verschafft hatte, fand sie den ihrem Entfegen ihren greisen Lebensgefährten leblos an der Thürschwelle hängen. Sie durchschnitt sofort die Schnur, welcher der Greis sich erhängt hatte, und ließ schleunigst einen Arzt herbeirufen. Die von demselben vorgenommenen Wiederbelebungsversuche blieben jedoch ohne Erfolg, und der Greis verstarb nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen. Das R. sche Ehepaar lebte in guten Vermögenshältnissen und in einer friedlichen Ehe, so daß man, abgesehen von anderen Motiven nicht erfindlich sind, annehmen muß, der Greis habe in einem Anfall von Geistesstörung den Selbstmord unternommen.

Der Aberglaube hat am vorgestrigen Abend in einer besagten merkwürdigen Szene Anlaß gegeben, die wohl noch ein Nachspiel vor dem Strafrichter finden dürfte. In einem Hause der Stromstraße wohnt seit langer Zeit der Ebedarbeiter D. mit seiner Frau und zwei Kindern, deren jüngstes, ein Knabe von 4 Jahren, der Liebling des ganzen Hauses war. Das Kind, seine Jahre wirklich lange würde wohl nicht lange leben, hatte zu der glücklichen Mutter die in demselben Hause wohnende Wittve K. vor einiger Zeit geäußert, da ein solches fluges Kind gewöhnlich einen frühzeitigen Tod finde. D. hatte die Unglücksprophetin auf solche Reden hin angewiesen. Da erkrankte anfangs voriger Woche der Kleine an Diphtherie und erlag diesem tödtlichen Leiden am Donnerstag. Schmerz der armen Eltern war grenzenlos und auch die Wittve bewohnte bedauerten den Verweirten aufrichtiges Mitleid. Auch Frau K. hielt es für angebracht, am Sonnabend den K. zu besuchen, um ihr Trost zuzusprechen. Die Wittve aber hatte die Wittve einige theilnahmvolle Worte zu den armen Mutter gesagt, als diese aufsprang und mit dem Ausrufe: „Du hast mir mein Kind bestritten, du bist eine Mörderin!“ die Ueberraschte über Boden warf und ihr ein eines Scheinels mehrere Hiebe über den Kopf versetzte. Mit Mühe konnten einige durch den Lärm herbeigelaufene Nachbarn die D. von ihrem Opfer zurückzuziehen. Frau K. wurde durch die Hiebe zwei klaffende Wunden an der Stirn und am Hinterkopf erlitten und die erste Hülfe in einer nahe gelegenen Sanitätswache gefunden hat, weil gegen die Frau K. flagbar werden.

Eine brennende Frau. Ein schwerer Unglücksfall eignete sich vorgestern Abend in der neunten Etage des Kurfürstenstraße. Die Tochter des daselbst wohnenden Holzhandwerkers G. beging am Sonnabend die Hochzeit mit einem Sohne ihres Vaters, dem Former G. Als am Abend die Hochzeitsgesellschaft in der Wohnung der Neuemählten an der Tafel saß, stieg die junge Frau mit dem linken Ellbogen auf dem Tisch stehende Petroleumlampe um, deren brennende Flüssigkeit sich auch dem Taseltuche mittheilte. Bei dem Versuch, das Feuer zu löschen, geriethen die Kleider der Frau in Brand und binnen wenigen Sekunden fand sie auf düstige weiße Gewand derselben in Flammen. Die Frau dauernswerthe warf sich vor Schmerzen laut aufschreiend auf den Fußboden, und der junge Ehemann versuchte es nun, ihren Frau Hülfe zu bringen und die in Flammen Geschüllte aus dem engepflanzten Lage zu befreien, wobei E. nicht unerhebliche Verwundungen an beiden Händen davontrug. Schlich ich gelang durch Aufwerfen von nassen Decken das Feuer zu löschen, doch hatte die Unglückliche so schwere Verletzungen davongetragen, daß ein sofort hinzugerufener Arzt die Ueberführung der Frau nach einem Krankenhaus anordnete. Auch der junge G. dürfte, da beide Hände nicht unerhebliche Brandwunden aufwiesen, für längere Zeit arbeitsunfähig sein.

Ein wahrer Unglücksort ist am Sonntag Grünau gewesen, denn weniger als drei Personen haben nachmittags unter sonderbaren Umständen ihren Tod in den Händen der Spree gefunden. Zuerst war es in der Frühe ein bei dem jenseitigen Schloss daselbst bediensteter Hausdiener, der bei einem Ausfluge durch Ertrinken erlitt. Er fuhr mit mehreren Kollegen in einem Kahn zur Badanstalt. Als sie in Sicht der Anstalt waren, erhob er sich von seinem Sitze, um schon immer seines Todes sich zu entledigen. Dabei konnte er mit dem einen Arm nicht so fest am Ruder festhalten, so daß er sich mit dem Ruder aus dem Kahn löste und in's Wasser fiel. Der Unglückliche versank in die Tiefe,

er eine reiche Anzahl von Gegenständen an sich nahm, welche er bis nach dem Morgen mit sich führte. Er wurde am Abend von einem seiner Bekannten gefunden, der ihn nach Hause brachte. Er wurde in's Krankenhaus gebracht, wo er am Morgen starb. Die Leiche wurde am Nachmittag in's Wasser geworfen.

Ergründung der Ursache des Todes eines Mannes, der am Sonntag in der Spree ertrank, ist durch die Untersuchung der Leiche festgestellt worden. Die Ursache des Todes ist als Ertrinken festgestellt worden. Die Leiche wurde am Montag in's Wasser geworfen.

Er hat die Person, die den Mann ertrinken ließ, gefunden. Er wurde in's Krankenhaus gebracht, wo er am Morgen starb. Die Leiche wurde am Nachmittag in's Wasser geworfen.

